

VORSICHT, SPARSCHÄDEN!

In der Diskussion um die zukünftige Entwicklung der Hochschulen, ihrer Lehre und ihrer Forschung wird seit einiger Zeit der Gedanke des Wettbewerbs besonders hervorgehoben. Wie er in der Bundesrepublik zwischen den Universitäten vor sich gehen soll, die alle gleichermaßen vom Staat finanziert werden und nach seinen, ihre einstige Autonomie stark einschränkenden Bundes- und Landesgesetzen strukturiert sind, wird nicht näher erläutert. Aber offenbar stellen sich die verantwortlichen Ministerien und die wortführenden Bildungspolitiker einen aufbrechenden Quell konkurrenzartiger Aktivitäten vor, aus dem zündende, doch kostenneutrale Ideen nur so sprudeln, um die vielen Probleme zu lösen und die Schäden zu heilen, die von den bisherigen Reformkommissionen unerledigt hinterlassen oder noch nicht in Angriff genommen worden sind.

Betrachtet man also den Wettbewerbsgedanken von außen, so wird man sich kaum vorstellen können, wie es in absehbarer Zeit zwischen den großen und schwerfälligen Hochschulen zu wetteifernden Überholbewegungen kommen kann. Denn sie sind neben ihren eigentlichen Aufgaben der Forschung und Lehre immer noch und immer wieder mit zeit- und kraftaufwendigen Organisations- und Strukturberatungen über Verfassungen, Satzungen, Studiengänge, Prüfungsanforderungen, Stellenpläne u. v. a. mehr befaßt; und außerdem wissen sie wenig voneinander, auch wenn sie geographisch nah beieinander liegen.

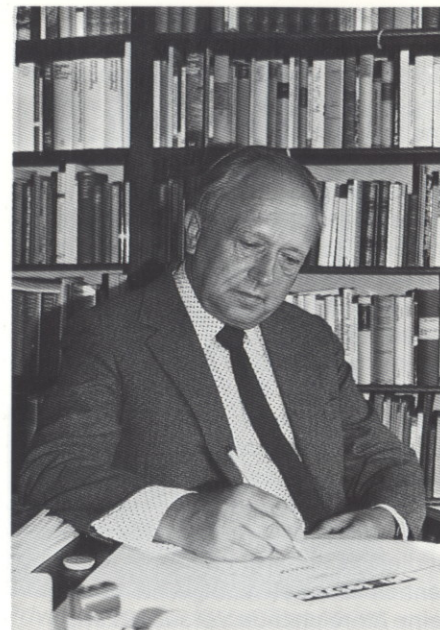
Doch in den Hochschulen ergibt sich ein anderes Bild: Man stellt zwischen den Fakultäten und den einzelnen Disziplinen differenzierte und sich laufend verändernde Ausstattungen und Arbeitsbedingungen fest, die keineswegs miteinander vergleichbar sind, sondern den Fächern, unabhängig von ihrer jeweiligen personellen Besetzung, unterschiedliche Erweiterungen und Entwicklungsbeschleunigungen eröffnen.

Die Medizin, die Natur- und die Ingenieurwissenschaften stehen dabei im Licht der Aufmerksamkeit. Denn ihnen werden das Förderungsinteresse und die ungeduldige Ergebnisneugier von Staat und Öffentlichkeit entgegengebracht. Die Geisteswissenschaften liegen mit ungleichen Wettbewerbschancen abgeschlagen im Schatten. Von ihrem traditionsreichen Innovations-

potential in der deutschen Hochschul- und Geistesgeschichte spricht man nur selten, wenn es um Reformen und neue Konzeptionen geht.

Diese Entwicklung der Benachteiligung ist nicht neu. Sie hat bereits vor Jahren mit den Forderungen exzellenter Abiturzeugnisse für Numerus-clausus-Fächer begonnen, unter die man die geisteswissenschaftlichen Lehramtsfächer aus rein rechnerisch-kapazitären Gründen nie gestellt hat. Denn Tisch, Stuhl, Buch, Schreibzeug, Zeit, Lehrer und Gesprächspartner gelten als bescheidene Ausstattungsmittel, die eine beliebige Vermehrung der Studentenzahlen zu erlauben scheinen. So trug die Germanistik zusammen mit den anderen Disziplinen der ehemaligen Philosophischen Fakultät die Überlastquote, die den Politikern die Meldung des weiten Öffnungswinkels der Hochschulen und damit die Bekanntgabe einer eindrucksvollen bildungspolitischen Wachstumsstatistik ermöglichte und die zugleich in den Fächern die Forschungsaktivitäten mit den Lasten umfangreicher Lehr- und Prüfungsverpflichtungen einengte, ja stellenweise verschüttete oder erstickte. Die Dauer der ungewöhnlichen Belastung hielt an, man gewöhnte sich an sie, schrieb sie in den Struktur-, Entwicklungs- und Haushaltsplänen fest und erhob sie damit zur Norm, die bis heute gültig geblieben ist, also auch jetzt in den Zeiten der schwächeren Immatrikulationszahlen.

Die Verdienste der Fächer, Ungewöhnliches während des letzten Jahrzehnts mit Engagement, Improvisation und schlechtem Gewissen geleistet und mit Verständnis den politischen Forderungen aller Parteien entsprochen zu haben, werden keineswegs honoriert. Man gönnt ihnen keine sinnvollen und arbeitsintensiven Seminare und Übungen mit kleinen Studentenzahlen, oder geringere Unterrichtsdeputate, um für die Forschung Zeit und Raum zu gewinnen. Nein – man rechnet ihnen, ausgehend vom höchsten Pegel der Massenflut, eine Auslastung von nur 55% vor, und benutzt dieses vermeintliche Defizit zur Kürzung des Personals. Gestrichene Stellen entfallen oder werden umgewidmet, d. h. sie gehen dem geisteswissenschaftlichen Bereich verloren. Die Proportionen der Fakultäten und Fächer verschieben sich. Das differenzierte und mit neuen Forschungstendenzen korrespondierende Fachprofil



Professor Dr. Siegfried Grosse, Ordinarius für Germanische Philologie an der Ruhr-Universität Bochum, ist Stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums des Instituts für deutsche Sprache.

wird flacher und kleiner; Diskussionskontakte nach außen können zum Teil nicht mehr gehalten werden.

Mit den Sachmitteln sieht es nicht besser aus. Die Etats der Institutsbibliotheken sind seit Jahr und Tag nicht erhöht worden, so daß man weder die gewünschte Anzahl von Neuerscheinungen erwerben, noch die Teuerungsrate oder die zunehmenden Reparaturkosten für die Behebung des Verschleißes auffangen kann. – Und jetzt droht die Gefahr, daß entsprechend dem Abbau im Personalbereich und dem Rückgang der Studentenzahlen auch die Sachmittel gesenkt werden, so daß Leistungsfähigkeit der Bibliotheken in Frage gestellt wird und damit die Diskussionsfähigkeit der Forschung über die regionale Grenze der Hochschule hinaus abnimmt. Das heißt: Zur ohnehin schon ausgeprägten Immobilität der Lehrenden und Studierenden tritt die geistige Unbeweglichkeit, weil das Arbeitsinstrument Bibliothek den geisteswissenschaftlichen Forschungen nicht mehr die notwendige und aktuelle Informationsmöglichkeit eröffnet. Sachmittel für andere Bereiche, also etwa für die Erneuerung von Schreibmaschinen oder der Projektor- und Phonoausstattung zu bekommen, bereitet stets Schwierigkeiten. Die Anträge für die Aufstellung eines Terminals für das Rechenzentrum oder gar die Anschaffung eines eigenen Computers dürften in den seltensten Fällen einem Germanistischen Institut genehmigt werden.

Vor diesem Bild des kargen Bodens, der in den Universitäten der geistes-

wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung steht, erhalten die Stiftungen der Forschungsförderung und die zentralen Forschungsinstitute wie etwa die beiden Archive in Marbach und in Wolfenbüttel für deutsche Literaturwissenschaft und das Institut für deutsche Sprache für die germanistische Linguistik existentielle Bedeutung. Sie ermöglichen langfristige Arbeiten an Projekten, und die genannten Institute haben sich zu wichtigen Zentren der fach- und landesübergreifenden Begegnung entwickelt, wodurch das Profil des Faches heute wesentlich bestimmt wird.

Im ersten Jahrzehnt nach der Gründung des Instituts für deutsche Sprache hörte man von seiten der Literatur-

wissenschaftler immer wieder, wie sehr sie die Linguisten um das IdS als Mittel- und Treffpunkt der Forschungsinteressen beneideten. Doch inzwischen sind diese Bemerkungen verstummt; denn die beiden literaturwissenschaftlichen Forschungsstellen sind so vorzüglich erweitert und ausgestattet worden, daß sich Mannheim mit ihnen kaum noch messen kann. Die Sach- und Personalmittel des IdS dürfen keineswegs so bemessen werden, daß sie zukunftssträchtige Entwicklungen hemmen oder verhindern wie z. B. den Ausbau und die elektronische Nutzung von umfassenden Bestandsaufnahmen sprachlicher Formen und Strukturen für großangelegte Projekte (Wörterbücher und Grammatiken). Die eingeschränkten For-

schungsmöglichkeiten an den deutschen Hochschulen sollten die Träger des Instituts für deutsche Sprache dazu verpflichten, mit großzügigen finanziellen Zuwendungen wenigstens an einer zentralen Stelle, deren weiter Wirkungsradius die Hochschulen erreicht, die Grundlagenforschung für die germanistische Linguistik zu sichern und im internationalen Maßstab wettbewerbsfähig zu machen. Eine ängstliche Sparsamkeit ist hier verfehlt. Sie wird Schäden mit sich bringen, die nur schwer zu beheben sind, da sie das Fach erneut in die Isolation führen.

Siegfried Grosse